

bedingungen gegliedert nach den Dimensionen Sozialstruktur und Kultur, Politik und Recht sowie Wirtschaft und Technologie. Auf diese Weise kann er exogene Faktoren der Journalismusentwicklung identifizieren und die wachsende Autonomie journalistischer Strukturen und Handlungsprogramme herleiten. Er analysiert zweitens drei endogene Differenzierungs- und Professionalisierungsdimensionen in Form der Institutionen, der Akteure und der Aussagen. Auf Basis dieser beiden großen Entwicklungslinien trägt er drittens mit der Genese (1605-1848), der Formierung (1849-1873), der Ausdifferenzierung (1873-1900) und dem Durchbruch des modernen Journalismus (1900-1914) vier Phasen ab, die sich anhand externer gesellschaftlicher und interner journalistischer Entwicklungen abgrenzen lassen.

Birkner gelingt es durch dieses Raster, das Buch chronologisch und damit intuitiv rezipierbar zu gestalten und dennoch gleichzeitig eine systematische Analyse vorzunehmen, die weit über eine rein genealogische Darstellung hinausreicht. Eine wesentliche Stärke der Studie ist, dass sie sich nicht auf Oberflächenbeschreibungen veränderter Produktionsstrukturen beschränkt, sondern gleichermaßen immer auch „den gesellschaftlichen Sinnzusammenhang, in welchem sich Journalismus entwickeln kann“ (S. 35), mit in den Blick nimmt. Die Journalismusgeschichte wird so in ihren verschiedenen Phasen eine Analyse von Differenzierung und Entdifferenzierung des Journalismus gegenüber einzelnen politischen Funktionssystemen wie Ökonomie oder Politik. Erst in dem Moment, in dem Journalismus sich in einem „Gleichgewicht zwischen den Polen von Gesellschaft, Macht und Markt“ (S. 369) befindet, kann er die Charakteristika ausprägen, die ihn heute als modernes Selbstbeobachtungssystem einer Gesellschaft ausmachen.

Immer wieder weist Birkner nach, dass der Journalismus in Deutschland zwar von Beginn an gute soziale und ökonomische Ausgangsbedingungen besaß, er aber zugleich auf „massive politische Widerstände“ traf, die letztlich „das retardierende Moment der deutschen Journalismusgeschichte“ bildeten (S. 89). Das führte – im Verbund mit zeitweise ausbleibenden technischen Innovationen – dazu, dass sich das Pressewesen bis zur Formulierung des Pressegesetzes von 1873 „mit ‚angezogener Handbremse‘“ entwickelte (S. 183). Erst als Alphabetisierung und Urbanisierung den gesellschaftlichen Bedarf erhöhten, Ökonomisierung und Technisierung die Anzeigenfinanzierung und den Massendruck möglich machten und Demokratisierung und Verrechtlichung ent-

sprechende politischen Rahmenbedingungen schufen, waren Anfang des 20. Jahrhunderts alle Voraussetzungen des modernen Journalismus gegeben. Dieser zeichnet sich intern durch eine in Ressorts untergliederte Redaktion, professionalisierte Journalisten und klar definierte journalistische Darstellungsformen aus.

Birkner flicht in seiner umfassenden Darstellung einzelne Vignetten und gesellschaftliche Großtrends ebenso zusammen wie ökonomische, soziologische und politische Betrachtungen, von denen jede für sich ein einzelnes Buch gerechtfertigt hätte. Diese beherzte Aggregation und Konzentration machen das Buch zu einem lesenswerten Parforceritt durch 300 Jahre Journalismusgeschichte – vom ersten 30-jährigen Krieg, der den Aufstieg des Journalismus erzwang, bis zum Ausbruch des zweiten, sogenannten 30-jährigen Kriegs des 20. Jahrhunderts, der gerade voll entfalteten modernen Journalismus wieder unter erheblichen Druck setzte. Im Epilog weist Thomas Birkner darauf hin, dass die Geschichte des Journalismus nach 1914 ebenfalls noch zu schreiben sei. Es bleibt zu wünschen, dass er Bedingungen und Gelegenheiten finden wird, auch dieses Buch in derselben Systematik und Gründlichkeit anzugehen. Nötig wäre es.

Carsten Brosda

Martin Conboy (Ed.)

How Journalism Uses History

London: Routledge, 2012. – 111 S.

ISBN 978-0-415-62290-5

Das Themenfeld Geschichte in den Medien und Medialität von Geschichte hat wissenschaftliche Konjunktur. In der deutschsprachigen Forschung diskutiert man die spezielle Form eines Geschichtsjournalismus und im Zusammenhang mit einer „Public History“ erfährt die geschichtsprägende Rolle der Medien besondere Aufmerksamkeit. International werden die verschiedenen Formen der Kommunikation über Vergangenheit vor allem mit Prozessen der Gedächtnisbildung und der Vergemeinschaftung in Zusammenhang gebracht. Man fragt – mit der Kurzformel von Barbie Zelizer formuliert – nach „journalism’s work on memory“. Dass der Gebrauch von Geschichte unablässig eine große Rolle in der aktuellen öffentlichen Kommunikation spielt, steht außer Frage. Doch wie Vergangenheit genutzt wird und welche Instrumente die Kommunikations- und Medienwissenschaft zur Verfügung hat, sind weiterhin zu diskutieren.

Vor diesem Hintergrund ist die Sondernummer der Zeitschrift „Journalism Practice“ zu sehen, die Martin Conboy verantwortet. Der britische Wissenschaftler lehrt Journalism History an der Universität Sheffield und ist dort Co-Direktor des Centre for the Study of Journalism and History. Sein Themenheft nimmt folgerichtig seinen Ausgangspunkt bei dem – oft als Konflikt beschriebenen – disziplinären Verhältnis von Geschichtswissenschaften und Journalismus. Er will „the ambiguous overlap between the role of the historian and that of the journalist“ beleuchten und Journalisten, Journalismusforscher und Historiker in einen fruchtbaren Dialog miteinander bringen. Aus einer Tagung im September 2010 hervorgegangen, versammelt der Band mit dem pointierten Titel „How Journalism Uses History“ sechs Fallstudien von acht Autorinnen und Autoren, eingeleitet von einem Vorwort von Anthony Delano als ehemaligen Daily Mirror-Journalisten und Visiting Professor in London sowie einer Einführung von Martin Conboy.

Die Themenstellung der vorgelegten Studien reicht zunächst geographisch einmal um den gesamten Globus. So blickt Herman Wasserman von der Rhodes University auf vergangenheitspolitische Diskurse des Nach-Apartheid-Journalismus‘ im heutigen Südafrika. Die in Sheffield, Nottingham und Venezuela arbeitenden Wissenschaftler(innen) Jairo Lugo-Ocando, Olga Guedes und Andrés Canizález zeigen auf, wie lateinamerikanische Journalisten Geschichte als Kontexte in ihrer aktuellen Berichterstattung verwenden – ein Phänomen, das die Autoren/innen seit den 1990er Jahren in Lateinamerika ausmachen und das die partisanenhafte Stellung der Journalisten unterstreicht – zwischen den linken Regierungen auf der einen und den privaten Medien der Oligarchen auf der anderen Seite. Geschichtsbeiträge und -sendungen in australischen Zeitungen und im australischen Rundfunk werden von Bridget Griffen-Foley aufgerufen, und Horst Pöttker beleuchtet die Diskussionen über die NS-Vergangenheit in Deutschland. Aus den USA wird über Journalism History als Teil der Curricula der Journalism Studies an der Columbia Graduate School of Journalism berichtet (Andie Tucher), und es werden Miniaturstudien über journalistische Quellen aus einem universitären Seminarprojekt in Boston vorgestellt (Christopher B. Daly). Die britische Fallstudie zur Presseberichterstattung anlässlich des 70. Jahrestages der Schlacht um Dünkirchen gibt Martin Conboy seiner Einführung bei.

Bei diesem weiten Spektrum verwundert es nicht, dass auch die methodischen Herange-

hensweisen der Wissenschaftler(innen) sehr vielfältig sind. Leitfaden-gestützte Interviews zählen dazu, die bewährte Form der Inhaltsanalyse kommt neben close reading und Diskursanalyse zur Anwendung. Was Griffen-Foley in ihrem Parforceritt durch mehrere Jahrzehnte Mediengeschichte des fünften Kontinents vorlegt, ist eine beeindruckende, programmgeschichtlich erarbeitete Übersicht über ein Quellenkorpus. Dieses harret der Auswertung, denn die in Sydney lehrende Medienhistorikerin beklagt das große Forschungsdefizit, was die Analyse von „media’s representation of the past“ (71) in ihrem Land anbelangt, und stellt an den Schluss ihres Essays eine Reihe von zielführenden Fragen, die an das australische Material zu richten sind. Fragen der Quellenkritik spürt Christopher B. Daly nach, wobei es ihm um eine „methodology for approximating truth“ geht (43), wenn er fragt, ob Journalisten immer falsch liegen und Historiker immer richtig. Seine Antwort anhand vieler kleiner Beispiele über die (Nicht-)Richtigkeit journalistischer Berichte und die (Nicht-)Richtigkeit der historischen Revision fällt denn auch süffisant vieldeutig aus: „yes, no, and it depends“ (44). Historiker hierzulande würde jenseits der Wahrheitsfrage im Hinblick auf das Problem von Presseartikeln als Quelle sehr viel eher auf „vergangenes Lesen“, also auf damals öffentlich verhandelte Deutungen verweisen.

Der theoretisch profilierteste Beitrag in diesem Band stammt von Horst Pöttker. Er stellt im internationalen Rahmen sein leidenschaftliches Plädoyer vor, das dem Journalismus gegenwärtig eine neue Aufgabe zuweist: die Ausübung einer Orientierungsfunktion für die Gesellschaft. Geschichte werde so nicht nur ein legitimer, sondern ein notwendiger Gegenstandsbereich des Journalismus, weil er komplexe Kulturphänomene transparent machen könne. Pöttker führt anschaulich sein in Deutschland bereits bekanntes Schema vor, das drei Varianten eines auf die Gegenwart bezogenen Umgangs mit Vergangenheit zeigt – den kritischen, den analogischen und den genetischen Geschichtsjournalismus. Das heißt: Geschichte begegnet als Kontrastfolie zur Gegenwart, Ähnlichkeiten zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit werden dargestellt oder die Gegenwart wird als Produkt einer Entwicklung verstanden, die ihre Ursachen in der Geschichte hat.

Bei der Lektüre des schmalen, knapp über 100 Seiten umfassenden Bandes zeigt sich ein großes wissenschaftliches Untersuchungsfeld. Gleichzeitig wird deutlich, wie sehr die theoretische Profilbildung und die methodische Re-

flexion immer wieder der verschiedenen disziplinären Impulse bedürfen. Der vorliegende Band verortet sich klar im Bereich der Journalismusgeschichte und der praktischen Journalismusforschung, etwa wenn Conboy den Boom eines „contextualized journalism“ (6) ausmacht, also den Bedarf an „information-plus“, über die pure Lieferung von content, von Information, von News hinaus. Von daher überrascht es nicht, dass die Autoren(inn)en so gut wie keine Bezüge zu den kulturwissenschaftlichen Fachdebatten herstellen und dass – mit Ausnahme von Horst Pöttker und Martin Conboy – eher sparsam auf grundlegende Modelle in der Kommunikationswissenschaften, wie etwa die Akteur-Struktur-Forschung, Öffentlichkeitskonzepte und die framing theory, zurückgegriffen wird. Eine Aufgabe wird daher in den nächsten Jahren sein, mehrere der disziplinär bevorzugten Verfahren systematisch zusammenzubringen und fruchtbare Beziehungen herzustellen, um so methodisch reflektierte Antworten darauf zu finden, wie, warum und wozu Journalisten Geschichte ständig neu reaktualisieren und was das über die Gesellschaft besagt.

Hans-Ulrich Wagner

Claudia Fraas / Stefan Meier / Christian Pentzold

Online-Kommunikation

Grundlagen, Praxisfelder und Methoden

München: Oldenbourg 2012. – 254 S.

ISBN 978-3-486-59180-4

Onlinekommunikation gehört sicherlich zu den dynamischsten Gegenstandsbereichen der Kommunikations- und Medienwissenschaft, was es nicht eben erleichtert, ein kompaktes Einführungs- und Lehrbuch zu schreiben. Das Chemnitz Autorenteam um Claudia Fraas hat den Versuch unternommen, eine solche kompakte Einführung zu schreiben, und dieser Versuch ist – um es vorwegzunehmen – durchaus gut gelungen.

Auf gut 200 Textseiten, ergänzt um ein Glossar der Fachbegriffe, ein ausführliches Literaturverzeichnis und ein Register, liegt nun eine didaktisch aufbereitete und gut lesbare, gleichwohl medien- und kommunikationstheoretisch fundierte Einführung vor, die man v. a. BA-Studierenden empfehlen kann. Ein Zwischenfazit nach jedem Teilkapitel, annotierte Literaturempfehlungen, Wiederholungs- und Transferfragen sowie „praktische Aufgaben“ sollen Selbstlernprozesse unterstützen; über den Er-

folg dieser Idee werden – wie bei allen Lehrbüchern – die Studierenden entscheiden.

Das Feld der Onlinekommunikation kann nach fast rund zwei Jahrzehnten Forschung nicht in allen Aspekten und teildisziplinären Perspektiven vorgestellt werden. Die Autoren gehen notwendigerweise selektiv vor und legen den Schwerpunkt auf die theoretischen Grundlagen, die rund ein Drittel des Bandes beanspruchen. Auch die Forschungsmethoden werden auf rund 60 Seiten behandelt und dürften Studierenden bei Bachelorarbeiten eine erste Orientierung geben. Die inhaltliche Auseinandersetzung mit konkreten Phänomenen der Onlinekommunikation setzt bei medienpsychologischen und -soziologischen Fragen (Identität, soziale Beziehungen) an und erfolgt dann anhand von zwei Praxisfeldern. Diese sind allerdings recht unscharf definiert: „Politik in der Online-Kommunikation“ vermischt Fragen der politischen Kommunikation mit deren medienpolitischen Regulierung; „Ökonomie, Werbung und PR“ werden auf 20 insgesamt Seiten abgehandelt.

Kommunikationstheoretisch und -soziologisch argumentieren die Verfasser handlungstheoretisch bzw. mithilfe des symbolischen Interaktionismus, was sehr gut zu den semiotischen Grundlagen passt. Sie vermeiden die gerade in der Literatur zur Netzkommunikation weit verbreiteten Dichotomisierungen bei der Einordnung und Bewertung der „neuen Medien“ durch den Rückgriff auf differenzierte Interaktions- und Interaktivitäts- sowie Medienbegriffe (Saxer). Die verschiedenen Kommunikationsmodi und Medienrahmen des „Hybridmediums“ (Höflich) gehören mittlerweile zum Kanon der Onlineforschung und dienen hier auch der Verortung vermeintlich revolutionärer „Social Media“. Öffentlichkeit wird als Kommunikationsnetzwerk mit verschiedenen Ebenen verstanden, in das sich auch neuere Formen öffentlicher Laienkommunikation, Partizipationsplattformen und Datenaggregatoren wie Google einordnen lassen.

Thema des anschließenden Kapitels ist die Semiotik der Onlinekommunikation: Die Zeichenhaftigkeit, die Vielgestaltigkeit (Kodalität und Modalität) der verwendeten Zeichen sowie die linguistischen Aspekte werden untersucht, um Hinweise und Indikatoren für die Analyse und Gestaltung von Onlinekommunikaten zu gewinnen.

Mit Identitätsarbeit, Selbstoffenbarung und dem Beziehungsphasenmodell sowie den grundlegenden Konzepten Online-Gruppe, -Gemeinschaft und -Netzwerk werden die „klassischen“ sozialpsychologischen und kom-